

Predigt zu Judika – 21.03.2021 – Hiob 19,19-27 – Silke Kuhlmann

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt: Jesus Christus. Amen

Liebe Gemeinde,

was geschieht uns recht? Und wann ist unser Bedürfnis nach Gerechtigkeit gestillt?

Wir würden wohl alle zustimmen, wenn ich sage, wir wünschen uns gerechte Verhältnisse auf unserer Erde. Dass Geld und Nahrungsmittel, politische Sicherheit und die Impfstoffe gegen das Corona-Virus gerecht verteilt werden.

Aber sobald es dann darum geht, was genau wir unter einer „gerechten Verteilung“ verstehen, werden wir ins Diskutieren geraten. Wer braucht wie viel? Und wer hat was verdient? Menschen sind unterschiedlich, in ihren Talenten und Bedürfnissen.

Und so bleiben einige gelassen, während andere neidisch auf das blicken, was andere haben, sich gekränkt fühlen, zurückgesetzt und mit ihrer Sehnsucht nach Anerkennung zurückbleiben. Sie ringen um ihren Selbstwert und Zufriedenheit. Und am Ende möchten sie, dass wenigstens Gott gerecht ist, Menschen ihre gerechte Strafe erleiden – in diesem oder im ewigen Leben. Und sie machen Gott zum Richter für ihr Gerechtigkeitsgefühl und ihre Rachegeleüste. Sie wollen Lohn und Strafe.

Doch Gott ist anders.

Die beiden Brüder aus dem Evangelium, von denen wir gerade gehört haben, wollen von Jesus das Versprechen, dass sich lohnt, wofür sie sich einsetzen. Sie sind bereit, sogar ihr Leben für ihre Überzeugung aufs Spiel zu setzen – wenn die Belohnung stimmt. Wie oft ist auch unser Leben davon bestimmt, dass wir belohnt werden wollen. Für gutes Handeln, für unseren Einsatz. Lob statt Strafe ist ein gängiger Erziehungssatz – nicht nur bei Hunden, auch bei Kindern und multiprofessionellen Teams. Eine Belohnung zu bekommen macht uns glücklich. Stolz klopfen wir uns auf die Schulter. Und wenn das Lob ausbleibt? – Dann fühlen wir uns ungerecht behandelt.

Bis hinein in unsere Kirche ist das Belohnungdenken gelangt: wie viele Menschen kommen zum Gottesdienst? Wer hat die wenigsten Kirchenaustritte? Wer hat die besten Online-Ideen und die geistreichsten Predigten? Erfolg soll messbar sein. Damit es sich lohnt!

Aber was lohnt sich denn? Und was ist gerecht?

Ist es gerecht, wenn sich zwei Vikarinnen viel Mühe machen mit einem liebevoll gestalteten Gottesdienst, aber weil die eine Gemeinde nun mal in Bützfleet steht kommen nur acht alte Frauen und drei Konfirmanden, während die andere in der großen Walsroder Stadtkirche immer mindestens 150 ZuhörerInnen gemischten Alters vor sich sitzen hat? Wann lohnt es sich, mit brennendem Herzen von Gott zu erzählen?

Jesus weist die Brüder ab: die Kirche Jesu Christi soll eine sein, in der jeder dem anderen dient. Ohne Herrschsucht und Machtmissbrauch. In der ich mein Bedürfnis, gelobt zu werden oder eine Belohnung zu bekommen wahrnehme – und ablege. Und tue, was aus meinem Glauben an Gott entspringt. Für einen Moment mich selbst vergesse und mich hingeebe. An den Flow, an das Heilige, an das, was größer ist, als ich ermessen kann.

Jesus kam es nicht auf Ruhm an, sondern auf eine innere Haltung. Auf ein gutes Gefühl für sich selbst, ohne den äußeren Abgleich. Aber er wusste auch, wie wir Menschen sind. Und so spricht er die Tatsache aus, dass weltliche Macht oft auf Angst, Gewalt und Druck aufgebaut ist. Wir Menschen haben gern Recht. Wir schaffen uns Gesetze, damit allen klar ist, was richtig und falsch ist, was gut und böse. Wer in den Himmel kommt und wer in die Hölle. Und wir haben an vielen Stellen Gott für unseren Zweck vereinnahmt.

Menschen benutzen Gott, um ihre Vorstellung von Gut und Böse durchzusetzen. Und so wird Gott zu einem obersten Richter, der Menschen für ihr Verhalten, ihren Gehorsam belohnt oder bestraft. Durch ein langes glückliches Leben in Reichtum oder in Not, Krankheit, Schmerz und Verlust.

Und Menschen erzählen sich Geschichten, die ihre Vorstellung von Gott unterstützten. Denn wir wissen, wie es sich anfühlt zu leiden. Wir wissen, wie schrecklich es ist, krank zu sein, geliebte Menschen zu verlieren und Abschied zu nehmen von unserem Lebenstraum. Und so wollen wir unbedingt einen Schuldigen haben für das Unglück. Weil das Leben so oft ungerecht ist, wenn Ehrliche leiden und Betrüger groß rauskommen und die Akzeptanz des eigenen Scheiterns einfach nur weh tut.

Wir wollen nicht leiden. Kein Mensch will das. Am Liebsten würden wir dem Schmerz ausweichen. Deshalb suchen wir Begründungen.

Weil es sich im Schmerz so anfühlt, als würden wir gegen eine Wand anrennen. Heulen, schreien, beten, weinen. Ringen mit Gott. Warum und wozu.

Einer, der das durchmacht, ist Hiob. Das ist eine der Geschichten, mit denen Menschen versucht haben, der Ohnmacht entgegenzutreten, die uns das ungerechte, unverdiente Leiden zumutet. Hiob ist reich und hat alles, was er sich wünscht: eine Frau, einen großen Besitz, eine große Familie, viele Freunde. Doch innerhalb kurzer Zeit verliert er alles: Seinen Wohlstand, seine Familie und zuletzt seine Gesundheit. Arm und

krank sitzt er auf der Erde vor der Ruine seines Hauses und schreit und klagt. Ich lese aus dem Buch Hiob im 19. Kapitel:

Meine engsten Freunde verabscheuen mich. Sogar diejenigen, die mir am liebsten sind, stehen mir feindselig gegenüber. Meine Haut klebt nur noch an den Knochen. Nur das nackte Leben ist mir noch geblieben. Habt Mitleid, habt Mitleid mit mir, ihr seid doch meine Freunde! Denn Gott hat mich mit diesem Unglück geschlagen. Warum verfolgt ihr mich, wie Gott es tut? Wann hört ihr endlich auf, mich zu zerfleischen? Ach, wenn ich mir doch wünschen könnte, dass meine Verteidigungsrede aufgeschrieben wird – wie bei einer Inschrift, die man in den Stein ritzt! Mit einem Meißel soll man sie in den Fels hauen und ihre Buchstaben mit Blei ausgießen. (Hiob 19,19-24)

Er schreit, er fleht um Gerechtigkeit. Womit hat er das verdient?! Er hadert mit seinem Schicksal und mit Gott. Er sucht nach einem Grund oder zumindest nach einer Belohnung. Wenn schon sein Leben so sein muss, so soll es doch wenigstens im Nachhinein angemessen gewürdigt werden. Zumindest den Hinterbliebenen soll Gerechtigkeit zuteil werden, wenn das Opfer schon keine Genugtuung mehr erfahren kann... sein Wunsch, sein Verhalten sind nachvollziehbar bis heute.

Seine drei besten Freunde kommen.

Und das erste, was sie tun ist: sie setzen sich neben ihn – und schweigen.

Wie schnell sind wir oft mit der Suche nach Gründen.

Wie schnell sind wir oft mit Beschwichtigungen. Wir können den Schmerz anderer, die uns nahe sind, schwer aushalten. Wir wollen nicht mitleiden. Fühlen. Weil es uns überwältigt. Und weil solches Leid hilflos macht, weil man nichts *tun* kann. Und so setzen wir alles daran, auf die positiven Seiten hinzuweisen. Uns damit zu trösten, dass es schon wieder gut werden wird. Der Kopf ist schneller als das Herz. Weil wir selbst unbedingt daran glauben wollen, dass es eine ausgleichende Gerechtigkeit gibt! Weil wir daran festhalten wollen, dass das Gute am Ende siegt. Unser Gerechtigkeitsgefühl und unsere Hoffnung hängen daran. Weil es so schrecklich ist, zu leiden und den Schmerz zu fühlen. Weil es so viel Kraft braucht.

Doch der Weg geht nur in den Schmerz und durch den Schmerz. Schritt für Schritt. Das wissen die Freunde. Das weiß jeder, der eine existentielle Krise durchlitten hat. Und dem kann man nicht ausweichen, so gern man möchte. Und so nehmen die Freunde all ihren Mut zusammen – und schweigen. Halten mit aus. Bis Hiob so weit ist. Und führen ihn dann im Gespräch in die Tiefe. Loten den Grund des Schmerzes aus. Lassen alle Fragen zu. Ringen um Antworten. Um den fremden, dunklen, fernen Gott, der uns das zumutet. Unser Leben. In all seiner Härte.

Ringen, beten, fragen, hören, klagen, schweigen. Bis der eigene Weg ersichtlich wird. Und dann: Gehen. Schritt für Schritt.

Denn es ist ja so, dass wie einen schweren Weg nur Schritt für Schritt gehen können. Und nur in diesem allmählichen Gehen kommen wir voran. Es geht nur eins nach dem anderen, keine Stufe kann übersprungen werden. Der eigene Weg braucht Zeit. Und so sehr der Kopf auch alles auf einmal und das Ende schon im Schmerz denken und ersehnen kann, so geht es doch nur langsam. Aber voran. Wenn man durch den Schmerz geht. Und als Hiob wirklich körperlich, geistlich und seelisch am Ende ist, mit dem Rücken zur Wand und innerlich ausgeschüttet wie Wasser, da begegnet ihm Gott. Und plötzlich überkommt ihn eine tiefe Gewissheit. Und Hiob redet weiter:

Ich weiß, dass mein Erlöser lebt. Als mein Anwalt wird er auf der Erde auftreten und Schluss meine Unschuld beweisen. Mit zeretzter Haut stehe ich hier. Abgemagert bin ich bis auf die Knochen. Trotzdem werde ich Gott sehen. Ich werde ihn mit meinen Augen sehen, und er wird für mich kein Fremder sein. Danach sehnt sich mein Herz in meiner Brust. (Hiob 19,25-27)

Er ringt mit dem Leben, mit dem Glauben, mit sich und mit Gott. Und irgendwann, an diesem innersten, tiefen Punkt erkennt er: Gott ist kein Richter. Gott will kein Leid und keine Rache. Gott ist da, wo Menschen leiden. Er ist selbst dem Leid nicht ausgewichen.

Jesus hat vom liebenden und verzeihenden Gott erzählt. Von der Freiheit, nicht mehr zu richten und nicht mehr gerichtet zu werden. Von der Erlösung. Aber das machte den Menschen Angst. Sie wollten keine Freiheit, sie wollten keinen Schmerz, sie wollten keine Verantwortung. Neues zu denken und Abschied zu nehmen von dem, was man gestern noch für gut und wahr gehalten hat, tut weh. Und kein Mensch leidet gern.

Auch Jesus nicht. Und trotzdem hat er sein Kreuz auf sich genommen, sich dem Schmerz und der Verzweiflung gestellt. Er hat all seinen Mut zusammengenommen und ist – fast – gescheitert. Auch Jesus ist zusammengebrochen, hat geschrien und geklagt, gefleht und gebeten, es möge einen leichteren Weg, einen Ausweg geben oder zumindest die Gewissheit, dass am Ende eine Belohnung, eine Auferstehung, ein ewiges Leben wartet – aber die bekam er nicht.

Die bekommen erst wir.

Wir lesen am Ende bei Hiob, dass er geheilt wird. Sein Körper wird gesund, sein Reichtum kehrt zurück und er hat später viele Kinder und Enkel.

Wir hören in zwei Wochen hier an dieser Stelle von der Auferstehung Jesu. Und so können wir in unserem Leiden schon darauf hoffen, dass auch uns am Ende eine Auferstehung blühen wird.

Gottes Werk ist unsere Erlösung. Nicht ein Zustand menschlicher Gerechtigkeit. Er ist imstande, aus Bösem Gutes entstehen zu lassen, immer wieder, bis es eines Tages nur noch Gutes in der Welt gibt. Weil wir es dann nicht mehr nötig haben, einander zu verurteilen aufgrund von Hautfarbe oder Essgewohnheiten oder wer sich in wen verliebt.

Gott lehrt uns, was Achtung und Vergebung ist. Dass die Vielfalt Grund zur Freude ist. Und wir noch viel mehr erleben, wenn wir uns darauf einlassen. Dinge, die wir nicht für möglich gehalten hätten.

Gott ist Anwältin des Lebens, denn sie schafft das Leben. In jedem Augenblick neu. Doch für alles Neue muss etwas Altes sterben. Das tut weh. Aber das ist notwendig. Wahrhaft sich dem Leben auszusetzen ist schwer, aber wir sind stark.

Und durchlittener Schmerz und Abschied sind der Boden, aus dem das neue Leben wächst. Und Gott hinterlässt Spuren in der frischen Erde. Gott verlangt uns ab, uns diesem Leben hinzugeben. In aller Tiefe und Weite und Höhe. Komme, was da wolle. Jetzt. Und Gott ist da. Mittendrin. Ganz sicher! Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen

Credo